

**PATRICK  
MODIANO  
PARISER  
TRILOGIE**  
DREI  
ROMANE  
SUHRKAMP



Nobelpreis  
für Literatur  
2014

suhrkamp taschenbuch 4618

Drei Bücher hat Patrick Modiano unter dem Titel *Pariser Trilogie* zusammengefaßt: *Abendgesellschaft*, *Außenbezirke* und *Familienstammbaum*.

Wie wird man zum Verräter, wie läßt es sich verhindern? Diese Fragen stellt sich ein junger Franzose, der sich, für die Gestapo arbeitend, einer Résistance-Gruppe anschließt. In einer ebenso sanften wie unnachgiebigen Erzählung nähert sich Modiano einer Vergangenheit an, die er selbst nicht erlebt hat. Mit seiner unverwechselbaren Musikalität erweckt er Worte zum Leben und überführt sie in eine fantastisch anmutende *Abendgesellschaft*.

In den *Außenbezirken*, außerhalb von Paris, sucht Serge Alexandre seinen Vater. Wieder befinden wir uns in der Zeit der Besatzung. Wer ist dieser Vater? Was macht er, als Jude unter all den zwielfichtigen Gestalten? Warum erkennt er seinen Sohn nicht mehr? Bis zuletzt folgt der Erzähler den Spuren seines geisterhaften Vaters.

»Ich war siebzehn, und es blieb mir nichts anderes übrig, als ein französischer Schriftsteller zu werden«, schreibt Modiano im *Familienstammbuch* und legt uns in 14 Erzählungen seine Jugenderinnerungen vor. Autobiographisches, aber auch Imaginiertes.

Patrick Modiano, geboren 1945 bei Paris als Sohn einer Schauspielerin und eines jüdischen Emigranten, publizierte bereits im Alter von 22 Jahren seinen ersten Roman. 1978 erhielt er für *Die Gasse der dunklen Läden* den Prix Goncourt. 2014 wurde Modiano der Nobelpreis verliehen.

Im Suhrkamp Verlag sind von ihm u. a. erschienen: *Eine Jugend* (st 4615), *Villa Triste* (st 4616), *Die Gasse der dunklen Läden* (st 4617), *Straferlaß* (st 4619), *Sonntage im August* (st 4620) sowie *Hochzeitsreise* (st 4621).

Patrick Modiano  
Pariser Trilogie

Abendgesellschaft  
Außenbezirke  
Familienstammbuch

*Drei Romane*

Aus dem Französischen von  
Walter Schürenberg

Suhrkamp

Die Originalausgaben von  
*Abendgesellschaft, Außenbezirke* und *Familienstammbuch*  
erschiene 1969, 1972 und 1977  
unter den Titeln  
*La ronde de nuit, Les boulevards de ceinture*  
sowie *Livret de famille*  
bei Gallimard.

Umschlagfoto: Scherl/SZ Photo

Erste Auflage 2014  
suhrkamp taschenbuch 4618  
© Suhrkamp Verlag Berlin 1989  
© Éditions Gallimard, 1969, 1972, 1977  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-46618-6

## Abendgesellschaft

Warum mußte ich mich gerade mit denen  
identifizieren, die meinen Abscheu  
oder mein Mitleid erregten?

*F. Scott Fitzgerald*



Schallendes Gelächter in der Nacht. Der Khedive hebt den Kopf.

»Sie spielten also Mahjong, während Sie auf uns warteten?«  
Und er verstreut die Elfenbeinsteine auf dem Schreibtisch.

»Allein?« fragt Monsieur Philibert.

»Haben Sie uns schon lange erwartet, mein Kleiner?«

Ihre Stimmen sind mal flüsternd, mal unvermittelt laut. Monsieur Philibert lächelt und macht eine unbestimmte Geste. Der Khedive neigt den Kopf nach links und verharrt so, mit der Wange fast die Schulter berührend. Wie der Vogel Marabu.

In der Mitte des Salons steht ein Flügel. Lila Tapeten und Vorhänge. Große Vasen mit Dahlien und Orchideen. Das Licht der Lüster ist verschleiert, wie in bösen Träumen.

»Vielleicht etwas Musik zur Entspannung?« regt Monsieur Philibert an.

»Sanfte Musik, wir brauchen sanfte Musik«, erklärt Lionel de Zieff.

»*Zwischen heute und morgen?*« schlägt der Graf Baruzzi vor. »Das ist ein Slow-Fox.«

»Ich hätte lieber einen Tango«, erklärt Frau Sultana.

»O ja, bitte«, fleht Baronin Lydia Stahl.

»*Du, du gehst an mir vorbei*«, summt Violette Morris in klagendem Ton.

»Also: *Zwischen heute und morgen*«, entscheidet der Khedive.

Die Frauen sind viel zu stark geschminkt. Die Männer sind auffallend grell gekleidet. Lionel de Zieff trägt zum orangefarbenen Anzug ein Hemd mit ockergelben Streifen, Pols de Helder ein grünes Jackett und himmelblaue Hosen, Graf Baruzzi einen aschgrauen Smoking. Einige Paare formieren sich. Costachesco tanzt mit Jean-Farouk de Méthode, Gaétan de



Lussatz mit Odicharvi, Simone Bouquereau mit Irène de Tranzé... Monsieur Philibert hält sich abseits, gegen das linke Fenster gelehnt. Als einer der Brüder Chapochnikoff ihn zum Tanzen auffordert, zuckt er nur die Achseln. Der Khedive, am Schreibtisch sitzend, pfeift und schlägt den Takt.

»Sie tanzen nicht, mein Kleiner?« fragt er. »Nervös? Beruhigen Sie sich, Sie haben viel Zeit... so viel Zeit, wie Sie wollen.«

»Wissen Sie«, erklärt Monsieur Philibert, »die Polizei ist nichts anderes als eine endlose Geduldsprobe.« Er geht zu dem Wandbrett und nimmt ein in blaßgrünes Maroquin gebundenes Buch heraus: *Anthologie der Verräter von Alkibiades bis Hauptmann Dreyfus*. Er blättert es auf mit all den Einlagen zwischen den Seiten – Briefen, Telegrammen, Visitenkarten, getrockneten Blumen – und legt das Buch auf den Schreibtisch. Der Khedive scheint sich lebhaft dafür zu interessieren.

»Ihre Nachttischlektüre, mein Kleiner?«

Monsieur Philibert reicht ihm eine Photographie. Der Khedive betrachtet sie lange. Monsieur Philibert hat sich hinter ihn gestellt. »Seine Mutter«, murmelt der Khedive und zeigt auf die Photographie. »Stimmt's nicht, Kleiner? Ihre Frau Mutter?« Und er wiederholt: »Ihre Frau Mutter...« Zwei Tränen rollen über seine Wangen bis herab zu den Mundwinkeln. Monsieur Philibert hat seine Brille abgenommen. Seine Augen sind geweitet. Auch er weint. In diesem Moment erklingen die ersten Takte von *Bei zärtlicher Musik*. Es ist ein Tango, aber sie haben nicht genug Platz, um sich schwingvoll zu entfalten. Sie rempeln sich gegenseitig an, manche stolpern sogar und rutschen auf dem Parkett aus. »Sie tanzen nicht?« fragt Baronin Lydia Stahl. »Los, gewähren Sie mir den nächsten Rumba.« – »Lassen Sie ihn in Ruhe«, murmelt der Khedive. »Der junge Mann hat keine Lust zu tanzen.« – »Nur eine Rumba, eine Rumba«, fleht die Baronin. – »Eine Rumba! Eine Rumba!« heult Violette Morris. Unter dem Licht der beiden Lüster laufen sie rot an, das Blut steigt ihnen in den Kopf, sie werden fast dunkelviolet. Der Schweiß tropft von ihren Schläfen, ihre Augen weiten sich. Das Gesicht von Pols de Helder wird immer schwärzer, es

wirkt wie verkohlt. Die Wangen des Grafen Baruzzi werden hohl, die Ringe um die Augen Rachid von Rosenheims vertiefen sich. Lionel de Zieff greift sich ans Herz. Costachesco und Odicharvi sind wie von Stumpfsinn befallen. Die Schminke der Frauen blättert ab, ihr Haar nimmt immer grellere Töne an. Sie alle lösen sich gleichsam auf und werden gewiß auf der Stelle verfaulen. Ob sie es bereits selbst merken?

»Reden wir nicht viel, aber vernünftig, Kleiner«, säuselt der Khedive. »Haben Sie inzwischen Kontakt mit dem aufgenommen, den man allgemein ›die Prinzessin von Lamballe‹ nennt? Wer ist das? Wo hält er sich auf?«

»Hörst du?« murmelt Monsieur Philibert. »Henri wünscht nähere Auskünfte über die sogenannte Prinzessin von Lamballe.«

Die Platte ist zu Ende. Alle verstreuen sich über die Diwane, die Hocker und Fauteuils. Jean-Farouc de Méthode öffnet eine Flasche Cognac. Die Brüder Chapochnikoff gehen hinaus und erscheinen wieder mit Tablett voll Gläser. Lussatz füllt sie bis zum Rand. »Stoßen wir an, Freunde«, schlägt Hayakawa vor. – »Auf das Wohl des Khediven«, ruft Costachesco. – »Auf das von Inspektor Philibert«, sagt Mickey de Voisins und – »einen Toast auf Madame de Pompadour«, kreischt die Baroin de Stahl. Gläser klingen. Alle leeren sie auf einen Zug.

»Die Adresse von Lamballe«, murmelt der Khedive. »Sei nett, mein Liebling. Verschaff uns die Adresse.«

»Du weißt genau, daß wir die Stärkeren sind, mein Lieber«, flüstert Monsieur Philibert.

Die anderen unterhalten sich leise im Verschwörerenton. Das Licht der Lüster wird schwächer, schillert zwischen Blau und dunklem Violett. Die Gesichter sind nicht mehr zu erkennen. – »Im Hotel Blitz geht es immer kleinlicher zu.« – »Seid unbesorgt. Solange es mich gibt, habt ihr Blankovollmacht von der Botschaft.« – »Nur ein Wort von Grafkreuz, mein Lieber, und das Blitz wird endgültig gestorben sein.« – »Ich werde bei Otto intervenieren.« – »Ich bin eine intime Freundin von Doktor Best. Wollt ihr, daß ich mit ihm spreche?« – »Ein Telefonanruf

bei Delfanne – und alles geht in Ordnung.« – »Wir müssen unsere Mittelsmänner hart anfassen, andernfalls nutzen sie es nur aus.« – »Kein Pardon!« – »Um so weniger, da wir sie doch decken!« – »Sie sollten uns dafür dankbar sein.« – »Von uns nämlich wird man Rechenschaft verlangen, nicht von ihnen.« – »Die werden sich da schon aus der Affäre ziehen. Ihr werdet sehen! Während wir...!« – »Wir haben unseren letzten Trumpf noch nicht ausgespielt.« – »Die Nachrichten von der Front sind ausgezeichnet. AUSGEZEICHNET!«

»Henri will die Adresse der Lamballe wissen«, wiederholt Monsieur Philibert. »Streng dich an, Kleiner.«

»Ich kann Ihre Bedenken durchaus verstehen«, sagt der Khedive. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag: zunächst werden Sie uns die Orte nennen, wo man noch in dieser Nacht alle Mitglieder der Verschwörung festnehmen kann.«

»Das läuft ganz von selbst«, fügt Monsieur Philibert hinzu. »Danach wird es für Sie viel leichter sein, uns die Adresse der Lamballe zu verraten.«

»Die Falle soll noch heute nacht zuschnappen«, murmelt der Khedive. »Wir hören auf dich, mein Kleiner.«

Ein gelbes Notizbuch, das in der Rue Réaumur gekauft wurde. Sie sind Student? hat die Ladeninhaberin gefragt. (Man interessiert sich für die jungen Leute. Die Zukunft gehört ihnen, man möchte ihre Ziele und Absichten kennenlernen, man überhäuft sie mit Fragen.) Eine Stabtaschenlampe wäre nötig, um die richtige Seite in dem Notizbuch zu finden. In diesem Halbdunkel sieht man nichts. Man blättert darin, die Nase dicht auf dem Papier. Die erste Adresse ist in Großbuchstaben notiert: es ist die des Leutnants, des Hauptmanns der Verschwörung. Man bemüht sich, die dunkelblauen Augen zu vergessen und die warme Stimme, mit der er sagte: »Geht's denn, Kleiner?« Man sähe ihn lieber mit allen Fehlern behaftet: kleinlich, anmaßend, ein falscher Fuffziger. Dann wäre alles einfacher. Aber man findet kein Staubkorn in diesem klaren Diamanten. Bleiben als letztes die Ohren des Leutnants. Man braucht nur diese knorpeligen Gebilde zu sehen, und es wird einem sofort speiübel. Wie können menschliche

Wesen solche monströsen Auswüchse haben? Man stellt sie sich vor, dort auf dem Schreibtisch, viel größer als in natura, rot angelaufen und mit Äderchen durchzogen. Hastig wird der Ort genannt, an dem er sich an diesem Abend aufhält: die Place du Châtelet. Dann läuft alles wie von selbst. Ein Dutzend Namen und Adressen werden genannt, ohne auch nur einmal das Notizbuch zu konsultieren. Wie brave Schüler, die eine Fabel von La Fontaine herunterleiern.

»Wir haben alle Aussicht auf einen schönen Fischzug«, sagt der Khedive. Er zündet sich eine Zigarette an, richtet seine Nase zur Decke und bläst Rauchringe. Monsieur Philibert hat sich an den Schreibtisch gesetzt und blättert in dem Notizbuch. Offenbar prüft er die Richtigkeit der Adressen.

Die anderen unterhalten sich weiter. – »Wie wär's, wenn wir noch etwas tanzten? Mir kribbelt es in den Beinen.« – »Zarte Musik, wir brauchen eine zarte Musik!« – »Jeder sage, was er am liebsten hören möchte! Eine Rumba!« – *Serenata ritmica!* – *So stell ich mir die Liebe vor!* – *Coco Seco!* – *Whatever Lola wants!* – *Guapo Fantoma!* – *No me dejes de querer!* – »Und wenn wir Verstecken spielten?« Sie klatschen in die Hände. – »Ja, ja! Verstecken!« Die Dunkelheit erzittert von ihrem schalenden Gelächter.

Ein paar Stunden davor. Der große Wasserfall im Bois de Boulogne. Das Orchester quälte sich mit einem Walzer von den Antillen. Zwei Personen hatten an unserem Nachbartisch Platz genommen. Ein älterer Herr mit perlgrauem Schnurrbart und weißem Filzhut, eine ältere Dame in dunkelblauem Kleid. Der Wind ließ die Lampions in den Bäumen hin- und herschwan-ken. Coco Lacour rauchte seine Zigarre. Esmeralda trank bedächtig eine Orangeade. Sie sprachen nicht. Eben deshalb habe ich sie gern. Ich möchte die beiden genau beschreiben. Coco Lacour: rothaarig, riesengroß, mit den Augen eines Blinden, in denen von Zeit zu Zeit eine unendliche Traurigkeit aufscheint. Oft verbirgt er sie hinter einer dunklen Brille, und sein schwerfälliges, zögerndes Gehabe gibt ihm etwas von

einem Schlafwandler. Das Alter von Esmeralda? Sie ist winzig, wie ein kleines Mädchen. Ich könnte mich über sie noch in vielen rührenden Einzelheiten ergehen, aber erschöpft lasse ich es sein. Coco Lacour, Esmeralda, diese beiden Namen werden dem Leser genügen, wie auch mir ihre schweigsame Gegenwart am Nachbartisch genügt. Esmeralda betrachtete verwundert die grobschlächtigen Musikanten im Orchester. Coco Lacour lächelte. Ich bin ihr Schutzengel. Jeden Abend werden wir in den Bois de Boulogne kommen, um die Lieblichkeit des Sommers zu genießen. Wir treten ein in dieses geheimnisvolle Fürstentum mit seinen Teichen, seinen schattigen Alleen und seinen im Grünen verborgenen Teesalons. Hier hat sich seit unserer Kindheit nichts verändert. Erinnerst du dich? Du liefst mit dem Reifen die Alleen des Pré Catelan entlang. Der Wind streichelte Esmeraldas Haar. Ihr Klavierlehrer hatte mir gesagt, sie mache Fortschritte. Sie lernte das Notenlesen nach der Methode Beyer, und bald würde sie kleine Stücke von Wolfgang Amadeus Mozart spielen können. Coco Lacour zündete sich eine Zigarette an, schüchtern, als wollte er sich entschuldigen. Ich liebe die beiden. Meine Liebe ist frei von jeder Sentimentalität. Ich denke: Wenn es mich nicht gäbe, würde man sie zertrampeln. Elend und schwächlich, wie sie sind. Immer schweigsam. Ein Atemhauch, eine kleine Bewegung würde genügen, sie zu zerbrechen. Aber mit mir haben sie nichts zu befürchten. Manchmal überkommt mich das Verlangen, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Ich würde die günstigste Gelegenheit wählen. Heute abend, zum Beispiel. Ich würde aufstehen und leise zu ihnen sagen: »Wartet hier auf mich, ich bin gleich wieder zurück.« Coco Lacour würde den Kopf heben. Das trostlose Lächeln von Esmeralda. Ich müßte die ersten zehn Schritte tun, ohne mich umzuwenden. Danach ginge alles wie von selbst. Ich würde zum Wagen rennen und den Motor anlassen. Das Schwierigste ist: die Umklammerung während der paar Sekunden nicht zu lösen, die dem Tod durch Ersticken vorangehen. Welch unendliche Erleichterung spürt man in dem Augenblick, wenn der Körper nachgibt und ganz



langsam zu Boden sinkt. Das gilt ebenso für das Erdrosseln in der Badewanne wie für den Verrat, der darin besteht, jemanden bei Nacht und Nebel im Stich zu lassen, nachdem man ihm versprochen hat, bald zurück zu sein. Esmeralda amüsierte sich mit einem Strohalm. Sie blies hinein und brachte ihre Limonade zum Moussieren. Coco Lacour rauchte seine Zigarre. Wenn mich das Verlangen überkommt, sie zu verlassen, sehe ich mir beide nacheinander genau an, achte auf die kleinste Geste von ihnen, erspähe jeden Ausdruck auf ihren Gesichtern, wie man sich an ein Brückengeländer klammert. Wenn ich sie aufgebe, werde ich in die Einsamkeit des Anfangs zurückfallen. Schließlich ist Sommer, sage ich mir, um mir Mut zu machen. Im nächsten Monat wird alle Welt zurück sein. Ja wirklich, es war Sommer, aber er zögerte sich auf verdächtige Weise hinaus. Kein einziges Fahrzeug mehr in Paris. Kein einziger Fußgänger mehr. Von Zeit zu Zeit durchbrachen die Schläge einer Turmuhr die Stille. An der Biegung einer Avenue im hellen Sonnenschein mußte ich plötzlich denken, ich träumte einen schlechten Traum. Im Juli hatten die Menschen Paris verlassen. Abends fanden sie sich ein letztes Mal auf den Terrassen der Champs-Élysées und des Bois de Boulogne ein. Nie hatte ich die Tristesse des Sommers deutlicher als in diesen Augenblicken empfunden. Die Feuerwerk-Saison. Eine ganze Menschheit, im Begriff unterzugehen, vergnügte sich knallend unter dem Blätterdach und den Lampions. Die Leute rempelten sich gegenseitig an, kniffen einander, redeten übertrieben laut, lachten und kicherten nervös. Man hörte Gläser zersplittern, Autotüren zuschlagen. Der Exodus begann. Tagsüber spaziere ich durch diese sich selbst überlassene Stadt. Aus den Kaminen steigt Rauch auf: Sie verbrennen ihre alten Akten und Briefe, ehe sie sich selbst davonmachen. Sie wollen sich nicht mit unnötigen Dingen belasten. Autoschlangen rollen auf die Ausfalltore von Paris zu; ich setze mich auf eine Bank. Ich würde sie gern auf ihrer Flucht begleiten, aber ich habe nichts, was ich retten müßte. Wenn sie fort sind, werden sich Schatten erheben und einen Kreis um mich bilden. Ein paar Gesichter werde ich

wiedererkennen. Die Frauen sind viel zu stark geschminkt, die Männer sind von negerhafter Eleganz: Schuhe aus Krokodil-Leder, Anzüge in mehreren Farben, Siegelringe aus Platin. Manche prunken sogar bei jeder Gelegenheit mit ganzen Reihen goldener Zähne. Ich befinde mich hier in den Händen von nicht sehr vertrauenswürdigen Gesellen: Ratten, die eine Stadt einnehmen, nachdem die Pest die Bevölkerung dezimiert hat. Sie geben mir einen Polizei-Ausweis, einen Waffenschein und bitten mich, ich solle mich in eine »Verschwörung« einschleichen, um sie auffliegen zu lassen. Seit meiner Kindheit habe ich so viel versprochen, was ich nicht gehalten habe, so viele Rendezvous verabredet, zu denen ich nicht gegangen bin, daß es mir »kindisch« vorkommt, mich als Musterbeispiel eines Verräters anzuführen. »Warten Sie, ich komme zurück...« Der letzte Blick auf all diese Gesichter, ehe sie im Dunkel der Nacht versanken... Manche konnten sich nicht vorstellen, daß ich sie verlassen würde. Andere blickten mich aus hohlen Augen an: »Hören Sie, Sie kommen doch wieder?« Ich erinnere mich auch dieser sonderbaren Herzstiche jedesmal, wenn ich auf meine Uhr sah: man erwartet mich seit fünf, zehn, zwanzig Minuten. Vielleicht hat man das Vertrauen in mich noch nicht verloren. Ich hatte den dringenden Wunsch, die Verabredung einzuhalten, und dieses unentschlossene Schwanken dauerte gewöhnlich eine Stunde. Wenn man denunziert, ist die Sache viel leichter. Nur ein paar Sekunden Zeit, um in größter Hast die Namen und Adressen durchzugeben. Polizeispitzel. Ich werde sogar zum Mörder werden, wenn sie es wollen. Ich werde meine Opfer mit einem Schalldämpfer erledigen. Alsdann sehe ich mir ihre Brillen, Schlüsselbunde, Taschentücher, Krawatten an – armselige Besitztümer, die nur für den von Wichtigkeit sind, dem sie gehören, und die mich mehr rühren als das Gesicht eines Toten. Bevor ich sie umbringe, heftet sich mein Blick auf eine ganz untergeordnete Partie der betreffenden Person: die Schuhe. Man glaubt zu Unrecht, daß ein Zucken der Hände, ein Verziehen des Gesichts, ein Blick oder die Modulation der Stimme allein imstande wären, uns vom ersten

Augenblick an zu rühren. Das eigentlich Rührende sind für mich die Schuhe. Und wenn wegen dieser Toten mein Gewissen schlägt, denke ich nicht an ihr Lächeln und nicht an ihr herzliches Wesen, sondern an ihre Schuhe. Im übrigen ist die Arbeit im niederen Polizeidienst sehr einträglich. Ich habe die Taschen voller Banknoten. Mein Reichtum dient mir dazu, Coco Lacour und Esmeralda zu beschützen. Ohne die beiden wäre ich sehr einsam. Manchmal stelle ich mir vor, daß es sie gar nicht gibt. Ich selbst bin dieser blinde Rotschopf und dieses winzige, verletzte Persönchen. Eine glänzende Gelegenheit, über mich selbst gerührt zu sein. Nur noch etwas Geduld. Die Tränen werden schon kommen. Endlich werde ich die Süße des »self-pity«, wie es die Engländer zu nennen pflegen, kennenlernen. Esmeralda lächelte mir zu, Coco Lacour zog an seiner Zigarre. Der alte Herr und die alte Dame in dem dunkelblauen Kleid. Rings um uns die leeren Tische. Die Lüster, die man zu löschen vergessen hat... Jeden Augenblick fürchte ich, ihre Autos auf dem Kiesweg knirschen zu hören. Die Türen würden schlagen, sie würden auf uns zukommen, mit langsamem, etwas schlingerndem Gang. Esmeralda machte Seifenblasen und sah mit gerunzelten Brauen zu, wie sie davonflogen. Eine zerplatzte an der Wange der alten Dame. Es raschelte in den Bäumen. Das Orchester spielte die ersten Takte eines Csárdás, dann einen Foxtrott und einen Militärmarsch. Bald weiß man nicht mehr, um was für eine Musik es sich handelt. Die Instrumente geraten außer Atem, haben Schluckauf, und ich sehe wieder jenen Mann vor mir, den sie in den Salon geschleppt hatten, die Hände mit einem Gürtel zusammengeschnürt. Er wollte Zeit gewinnen und lächelte ihnen zuerst freundlich zu, als wollte er sie ablenken. Als er dann seiner Angst nicht mehr Herr wurde, hat er versucht, sie aufzueilen: Er warf ihnen eindeutige Blicke zu, entblößte seine rechte Schulter mit kleinen ruckartigen Bewegungen, versuchte eine Art Bauchtanz, wobei er an allen Gliedern zitterte. Ich darf keine Sekunde länger hier bleiben. Die Musik wird noch einmal aufschluchzen und dann ersterben. Die Lüster werden verlöschen.



»Spielen wir ein bißchen ›Blindekuh‹?« – »Ausgezeichnet!« –  
»Wir brauchen uns nicht mal die Augen zu verbinden.« – »Ja,  
es ist dunkel genug.« – »Machen Sie den Anfang, Odicharvi!«  
– »Los, verteilt euch!«

Sie gehen auf leisen Sohlen. Man hört, wie die Tür eines Schrankes geöffnet wird. Zweifellos wollen sie sich darin verstecken. Dann hat man den Eindruck, daß sie rund um den Schreibtisch kriechen. Der Fußboden knarrt. Jemand stößt an irgendein Möbelstück. Die Silhouette eines anderen hebt sich gegen das Fenster ab. Lautes Gelächter. Seufzer. Überstürzte Bewegungen. Anscheinend laufen sie alle durcheinander. – »Da habe ich Sie, Baruzzi.« – »Pech gehabt, ich bin Helder.« – »Und wer geht da?« – »Raten Sie mal!« – »Rosenheim?« – »Nein!« – »Costachesco?« – »Nein.« – »Geben Sie's auf?«

»Heute nacht werden wir sie schnappen«, erklärt der Khe-dive. »Den Leutnant und alle von der Verschwörung. ALLE. Die arbeiten gegen uns.«

»Sie haben mir noch nicht die Adresse von Lamballe gesagt«, murmelt Monsieur Philibert. »Wann werden Sie sich entschließen, Kleiner? Los!...«

»Laß ihn erst Luft holen, Pierrot.«

Plötzlich geht das Licht wieder an. Alle blinzeln. Da sind sie rund um den Schreibtisch. – »Meine Kehle ist trocken.« – »Trinken wir, Freunde, trinken wir!« – »Ein Chanson, Baruzzi! Ein Chanson!« – »War einst ein kleines Segelschiffchen...« – »Weiter, Baruzzi, weiter!« – »... das war noch nie, nie, nie zur See...« – »Soll ich Ihnen meine Tätowierungen zeigen?« schlägt Frau Sultana vor. Sie reißt ihre Bluse auf. Auf jeder ihrer Brüste sieht man einen Marine-Anker. Baronin Lydia Stahl und Violette Morris werfen sie zu Boden und fangen an, sie auszuziehen. Sie wehrt sich, entwindet sich ihrer Umklammerung und reizt sie noch durch kleine Aufschreie. Violette Morris verfolgt sie durch den ganzen Salon, wo in einer Ecke Zieff an einem Hühnerflügel kaut. »In diesen kargen Zeiten zu prassen macht Spaß. Wissen Sie, was ich soeben gemacht habe? Ich habe mich vor einen Spiegel gestellt und mein Gesicht mit

Gänseleberpastete eingeschmiert! Gänseleber zu 15 000 Francs die Portion!« (Er lacht laut auf.) »Einen kleinen Cognac?« schlägt Pols de Helder vor. »Es gibt ihn kaum noch. Hunderttausend Francs der Viertelliter. Englische Zigaretten? Ich bekomme sie direkt aus Lissabon. 20 000 Francs das Päckchen.«

»Bald wird man mich mit Herr Polizeipräfekt anreden«, erklärt der Khedive in scharfem Ton. Dann verliert sich sein Blick im Leeren.

»Auf das Wohl des Präfekten!« brüllt Lionel de Zieff. Er kippt um und fällt auf den Flügel. Das Glas ist ihm aus der Hand geglitten. Philibert blättert zusammen mit Paulo Hayakawa und Baruzzi in einem Aktenstück. Die Brüder Chapochnikoff machen sich an dem Grammophon zu schaffen. Simone Bouquereau betrachtet sich im Spiegel.

*Die Nacht*  
*Die Musik*  
*Und dein Mund*

trällert die Baronin Lydia und improvisiert einen Tanzschritt.

»Eine sexologisch-paneurhythmische Séance?« wiehert der Wahrsager Ivanoff.

Der Khedive betrachtet sie melancholisch. »Man wird mich mit Herr Polizeipräfekt anreden.« Er hebt die Stimme: »Herr Polizeipräfekt!« Er schlägt mit der Faust auf den Schreibtisch. Die anderen schenken dieser launischen Anwandlung keinerlei Beachtung. Er erhebt sich, öffnet das linke Fenster im Salon. »Kommen Sie zu mir, mein Kleiner, ich brauche Ihre Nähe! Ein so sensibler junger Mann wie Sie! Und so empfänglich... Sie wirken beruhigend auf meine Nerven!«

Zieff schnarcht auf dem Flügel. Die Brüder Chapochnikoff haben es aufgegeben, das Grammophon in Gang zu bringen. Statt dessen inspizieren sie die Blumenvasen, eine nach der anderen, rücken hier eine Orchidee zurecht oder streicheln die Blütenblätter einer Dahlie. Von Zeit zu Zeit blicken sie sich ängstlich nach dem Khediven um. Simone Bouquereau scheint von ihrem Gesicht im Spiegel fasziniert zu sein. Ihre veilchen-

blauen Augen weiten sich, und ihr Teint wird immer blasser. Violette Morris hat sich neben Frau Sultana auf das mit Velours bezogene Sofa gesetzt. Beide halten ihre weißen Handflächen dem Wahrsager Ivanoff hin.

»Es wird eine Hausse in Wolfram gemeldet«, erklärt Baruzzi. »Ich kann euch welches besorgen, zu günstigen Preisen. Ich habe Kontakt zu Guy Max vom Einkaufsbüro in der Rue Villejust.«

»Ich dachte, der befaßt sich nur mit Textilien«, sagt Monsieur Philibert.

»Er hat sich eines Besseren besonnen«, sagt Hayakawa. »Hat seine Aktien an Macias-Reoyo verkauft.«

»Vielleicht interessieren Sie sich mehr für Rohleder?« fragt Baruzzi. »Boxcalf ist um hundert Francs gestiegen.«

»Odicharvi hat von drei Tonnen Kammgarn gesprochen, die er gern loswerden will. Da habe ich an Sie gedacht, Philibert.«

»Was würden Sie von 36000 Päckchen Spielkarten halten, die ich Ihnen morgen früh liefern kann? Sie könnten sie mit gutem Gewinn weiterverkaufen. Im rechten Moment. Spielkarten beherrschen die *Aktion Schwerpunkt* seit Anfang des Monats.«

Ivanoff liest der Marquise aus der Hand. – »Pst, kein Wort!« ruft Violette Morris. »Der Magier sagt ihr die Zukunft voraus! Kein Wort, bitte!«

»Was halten Sie davon, mein Kleiner?« fragt mich der Khe-dive. »Ivanoff dirigiert die Frauen mit seinem Stöckchen! Seinem berühmten biegsamen Stöckchen! Sie kommen nicht mehr von ihm los! Geheimlehren, mein Lieber! Die macht er sich zunutze! Der alte Clown!« Er lehnt sich auf die Brüstung des Balkons. Unter ihm liegt einer jener stillen Plätze, wie es sie noch im XVI. Arrondissement gibt. Die Straßenlaternen werfen ein seltsames bläuliches Licht auf die Blätter der Bäume und den Musikpavillon. »Wissen Sie, mein Sohn, daß dieses Privathaus, in dem wir uns jetzt befinden, vor dem Krieg einem Monsieur de Bel-Respiro gehört hat?« (Seine Stimme klingt

immer gedämpfter.) »In einem Schrank habe ich Briefe gefunden, die er an seine Frau und seine Kinder geschrieben hat. Er hatte noch Familiensinn! Sehen Sie, da ist er!« Er zeigt auf ein Porträt in Lebensgröße, das zwischen den beiden Fenstern hängt. »Monsieur de Bel-Respiro höchstpersönlich, in der Uniform eines Spahi-Offiziers! Sehen Sie nur all diese Orden! Das nenne ich mir einen Franzosen!«

»Zwanzigtausend Meter Kunstseide?« bietet Baruzzi an. »Ich verkaufe sie Ihnen für einen Pappenstiel! Fünf Tonnen Zwieback? Die Waggonen stehen an der spanischen Grenze. Die Zertifikate für die Freigabe sind ganz leicht zu bekommen. Ich verlange nur eine kleine Provision, Philibert.«

Die Brüder Chapochnikoff streichen um den Khediven herum und trauen sich nicht, ihn anzureden. Zieff schläft mit offenem Mund. Frau Sultana und Violette Morris lassen sich von Ivanoff und seinen Sprüchen einlullen: astrale Lichtwellen... heiliges Pentagramm... große tellurische Bewegungen... verzaubernde Paneurhythmie... Bételgeuse... Aber Simone Bouquereau legt ihre Stirn an den Spiegel.

»Alle diese Transaktionen interessieren mich nicht«, sagt Monsieur Philibert abschließend.

Baruzzi und Hayakawa sind enttäuscht; sie torkeln zu dem Sessel, in dem Lionel de Zieff sitzt, und tippen ihm auf die Schulter, um ihn aufzuwecken. Monsieur Philibert blättert suchend in einer Akte, Schreibstift in der Hand.

»Sehen Sie, mein Lieber«, fährt der Khedive fort (und man könnte glauben, daß er gleich in Tränen ausbrechen wird), »ich habe überhaupt keine Erziehung genossen. Ich war ganz allein, als man meinen Vater begrub, und ich habe die ganze Nacht an seinem Grab verbracht. Es war eine sehr kalte Nacht. Mit vierzehn Jahren die Strafkolonie von Eysses... das Strafbataillon... Fresnes... Da gab es nur solche Rotzjungen wie mich... Das Leben...«

»Aufwachen, Lionel!« brüllt Hayakawa.

»Wir haben Ihnen wichtige Dinge zu sagen«, fügt Baruzzi hinzu.